

Staatliches Gewaltmonopol, nationale Souveränität und Krieg

Einige Aspekte des ‚männlichen Zivilisationsprozesses‘¹

Mechthild Rumpf

Der Krieg ... bedarf keines besondern Bewegungsgrundes, sondern scheint auf die menschliche Natur gepropft zu sein
Kant, Zum ewigen Frieden (1795)

Die Diskussion um den Golfkrieg hat eine Schwachstelle feministischer Wissenschaft deutlich gemacht. Entweder blieben analytische Ansätze ganz aus, oder sie wiederholten allzu Bekanntes über das unfriedliche männliche Geschlecht. Leider verführt die eher deskriptive Beschreibung von der Männlichkeit des Krieges oder der kriegerischen Männlichkeit allzu oft zu dem logischen Umkehrschluß, daß Frieden wäre, hätten Frauen nur den entsprechenden politischen Einfluß.² Auch die Friedensforscherin Astrid Albrecht-Heide ist nicht ganz frei davon, Frauen qua Geschlecht als Hoffnungsträgerinnen zu sehen, selbst wenn sie andererseits bemerkt, daß die Vorstellung vom friedfertigen weiblichen Geschlecht eine männliche Projektion ist.³ Auf ihre Überlegungen und Thesen zum Thema Krieg möchte ich mich zunächst bei der Entwicklung meiner eigenen Fragestellung beziehen, da hier einer der wenigen mir bekannten feministischen Ansätze formuliert wird:

Wer nicht ganz blind ist, konnte sehen: Die beiden Hauptfiguren im medialen Schlagabtausch, Bush und Hussein, gewannen in den verschiedenen vorbereitenden Eskalationsstufen bis in die Körpersprache hinein immer wieder an straffer Männlichkeit. Sichtbar wurde hier, was eigentlich aus der Geschichte lernbar gewesen wäre: Kriege dienen unter anderem zur Wiederherstellung von ... Männlichkeit. Das hierarchische Geschlechterverhältnis (und andere Unterordnungsverhältnisse, Rassismus eingeschlossen) wird wiederherge-

1 Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags vom SS 1991 für das feministisch-interdisziplinäre Colloquium „Krieg und Unfrieden“ der Sozialwissenschaftlichen Institute an der Universität Hannover.

2 Vgl. Eva Senghaas-Knobloch u. Mechthild Rumpf, Soziale Identität, die Ordnung der Geschlechter und nationale Bewegung. Zur Diskussion über „psychologische Gründe“ des Fundamentalismus, in: Feministische Studien, 9, 2 (1991).

3 Astrid Albrecht-Heide, „Die Waffen schweigen, doch das ist kein Frieden“. Fragen zur Gewaltordnung, die den Krieg am Golf ermöglicht hat, in: Frankfurter Rundschau, 77, 3. April 1991, 14.

stellt. Kriege sind zugleich der verheerendste Ausdruck der Tatsache, daß 'starke' Männer schwache Männer sind.⁴

Mit dieser These formuliert Albrecht-Heide, daß Kriege *unter anderem* zur Wiederherstellung von Männlichkeit dienen; sie vertritt hier nicht den Ansatz, daß Männlichkeit aus sich heraus zur kriegerischen Handlung treibt. Denn zu viele *wenn* und *aber* waren bereits in dem kurzen Zitat enthalten: Die Wiederherstellung von Männlichkeit spielt *unter anderem* eine Rolle, und bedeutsam ist der Unterschied zwischen *starker* und *schwacher* Männlichkeit. Die Ursache von Kriegen führt Albrecht-Heide in erster Linie auf die friedensunfähige Dominanz- und Gewaltstruktur gegenwärtiger Weltordnung und ihrer Institutionen kollektiver Sicherheit zurück.⁵ In Mega-Gebilden wie der UNO sieht sie nur eine Fortsetzung des Nationalstaats-Prinzips auf höherer Stufenleiter. Es sei aber gerade jene Entwicklung des modernen Nationalstaats gewesen, die einen friedensfeindlichen Militarismus hervorbrachte. Dieser Prozeß war nach Albrecht-Heide eng mit dem Doppelcharakter des staatlichen Gewaltmonopols verflochten: In die Gewaltmonopolisierung ging die alltägliche Gewalt des Patriarchats ein. „Der kollektive Mann hat im Militär Gewalt und Vergewaltigung kollektiv geordnet“⁶ mit einer daraus folgenden Handlungslogik männlicher Gewalt, beruhend auf männlicher Schwäche und Unsicherheit.

Ich sehe bei diesem für mich anregenden Ansatz jedoch das Problem, daß unterschiedliche und divergierende Analyseebenen in einem Kontinuum verschmolzen, und Patriarchat, Nationalstaat, Weltordnung und Krieg letztendlich doch ununterscheidbar werden. Wie aber lassen sich strukturelle Dimensionen von subjektiven, klassenspezifischen oder männlich-kollektiven Handlungsimperativen unterscheiden? Wie werden Männer zum Subjekt-Objekt dieser skizzierten Prozesse?

Zur Problematik staatlicher Souveränität

Der Frage nach der Bedeutung struktureller Aspekte gesellschaftlicher und staatlicher Ordnungen für die Analyse des Kriegs-Geschehens möchte ich zunächst auf der Spur bleiben. Die klassischen Überlegungen von Hannah Arendt in „Macht und Gewalt“ aus dem Jahre 1970 lesen sich nicht nur wie eine radikale Kritik am Golfkrieg, sondern können zu einer ersten Annäherung an grundsätzliche Fragen beitragen:

Anstatt sich auf ein so altmodisches, von Computern nicht zu übernehmendes Geschäft wie das Denken einzulassen, *rechnen* sie sich mit Hilfe ihrer Maschinen die Konsequenzen gewisser hypothetisch angenommener Konstellationen aus, ein in den Wissenschaften durchaus berechtigtes Verfahren ... Dies ist in dem Kriegsspiel keineswegs der Fall; dies Rechnen kommt mit den wirklichen Begebenheiten nie in Berührung.⁷

⁴ Dies., Männliche Friedensunfähigkeit. Kriege als Gegenbewegung zu „Verweichlichung“ und „Dekadenz“ (Essay), in: die tageszeitung (taz), 23.1.1991.

⁵ Dies., Waffen, wie Anm. 3.

⁶ Ebd.

⁷ Hannah Arendt, Macht und Gewalt, München⁴1981 (1. Ausgabe 1970), 11.

Problematisiert wird die Übertragung von instrumenteller Rationalität und entsprechender Handlungsprämissen aus dem naturwissenschaftlich-technologischen oder auch ökonomischen Bereich auf die Sphäre des Politischen. Grundlage dieser Kritik ist bei Arendt die paradigmatische Annahme von den *differenten Logiken zweier Handlungstypen* – der Unterschied von Herstellen und Handeln:

Da Gewalt ... als ‚reale Vorbedingung zu ihrer Betätigung ... *Werkzeuge erfordert*‘, hatte die technische Revolution ... besonders weitreichende Folgen auf dem Gebiet der Gewaltbetätigung, also vor allem in der Kriegsführung. Es liegt im Wesen der Gewalthandlung, daß sie wie alle Herstellungsprozesse im Sinne einer Zweck-Mittel-Kategorie verläuft. Wird diese Herstellungskategorie auf den Bereich der menschlichen Angelegenheiten angewandt, so hat sich noch immer herausgestellt, daß die Vorrangstellung des Zwecks im Verlauf der Handlung verlorengeht; der Zweck, der die Mittel bestimmt ... wird von den Mitteln überwältigt. Denn das Resultat menschlichen Handelns läßt sich niemals mit der gleichen Sicherheit voraussagen, mit der das Endprodukt eines Herstellungsprozesses bestimmt werden kann; daher sind die zur Erreichung politischer Ziele eingesetzten Mittel für die Zukunft der Welt zu- meist von größerer Bedeutung als die Zwecke, denen sie dienen sollen.⁸

Von der eigendynamischen Logik, Entwicklung und Anwendung der Gewaltmittel, der Militärtechnologie ist hier die Rede. Hannah Arendt führt Kriege nicht auf einen unkontrollierbaren Aggressionstrieb zurück oder auf die politisch-gesellschaftlichen Widerstände gegen eine Abrüstung, sondern auf das Problem, daß „bisher nirgends ein Surrogat für die Willkür der Gewalt als ultima ratio in den Konflikten der Völker zum Vorschein gekommen ist.“⁹ Die konstatierte Eigendynamik der Gewaltmittel, von Militärhistorikern und -soziologen inzwischen als militärisch-industrieller Komplex bezeichnet,¹⁰ steht in engem Zusammenhang mit Arendts Kritik am dominanten Staatsbegriff:

8 Ebd., 8; vgl. auch Carol Cohn, *Sex and death in the rational world of defense intellectuals*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 12, 4 (1987), 708f. Cohn bestätigt implizit die Thesen von Arendt in ihrer vielschichtigen, rationalitätskritischen Analyse der Sprache des nuclear-strategischen ‚Diskurses‘ in Amerika, einer Sprache, die sie *technostrategic* nennt: „To pick a bald example: The word ‚peace‘ is not a part of this discourse. As close as one come is ‚strategic stability‘, a term that refers to a balance of numbers and types of weapons systems – not the political, social and psychological conditions implied by the word ‚peace‘ ... The problem, however, is not only that defense intellectuals use abstract terminology that removes them from the realities of which they speak. There is no reality of which they speak. Or, rather, the ‚reality‘ of which they speak is itself a world of abstractions.“ In diesem Kontext geht es um Konstruktionen wie „clean bombs“, „limited nuclear war“ u.a.

9 Arendt, *Macht*, wie Anm. 7, 9.

10 „Solange an der Trennbarkeit von militärischer Gewalt und zivilem Verkehr und der Instrumentalisierbarkeit der ersteren durch die letzteren festgehalten wird, verkennt man gerade die entscheidenden historischen und politischen Probleme der industrialisierten Kriegsführung, durch die das Militär vom Agenten gesellschaftlicher Einzelinteressen zum gesamtgesellschaftlich agierenden Teil des Staatsapparates wurde. ... Konnte man im 19. Jahrhundert hoffen, durch strikte Kontrolle ... den Militärstaat zu zivilisieren, so ergibt sich heute das Problem der Militarisierung aus dem Militär aufgegebenen Auftrag der Vorbereitung und Anwendung von Gewalt selbst.“ Michael Geyer, *Geschichte des deutschen Militärs von 1860 bis 1945. Ein Bericht über die Forschungslage (1945 – 1975)*, in: *Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 4: Die*

... unter der Herrschaft des heutigen Staatsbegriffs, den bekanntlich keine Revolution bisher auch nur erschüttert hat, ist selbst eine theoretische Lösung des Kriegsproblems, von der nicht so sehr die Zukunft der Menschheit wie die Frage, ob die Menschheit überhaupt eine Zukunft haben wird, abhängt, auch gar nicht vorstellbar. Solange nationale Unabhängigkeit, die Freiheit von Fremdherrschaft, auf die jedes Volk ein Recht hat, und Staatssouveränität, unkontrollierte und unbegrenzte Macht in außenpolitischen Angelegenheiten, gleichgesetzt werden, ist ein gesicherter Friede so utopisch wie die Quadratur des Kreises.¹¹

Utopisch ist der Friede für Hannah Arendt deshalb, weil es zwischen souveränen Staaten logischerweise nur den Krieg als letztes Mittel der Konfliktlösung gibt. Souveränität schließt ja geradezu aus, daß die letzte Instanz überstaatlich ist. „Eine überstaatliche Instanz (wie die UNO beispielsweise) würde entweder wirkungslos sein oder von dem jeweils Stärksten monopolisiert werden.“¹²

Damit hat sie leider recht behalten.¹³ Eine friedensstiftende Lösung sieht Arendt in einem veränderten Staatsbegriff, der auf Föderalismus und horizontaler, anstelle der existierenden vertikalen Machtverteilung beruht. Nur so könne der Anspruch auf absolute Souveränität abgebaut werden. Ein in diesem Sinne modifizierter Souveränitätsbegriff und entsprechende Demokratisierungsprozesse sind zwar eine wichtige, aber für sich allein noch keine hinreichende Bedingung für die Ausschaltung militarisierter Aggression. Eva Senghaas-Knobloch verweist auf einige Elemente einer notwendigen politischen Kultur und ihrer sozialpsychologischen Voraussetzungen, durch die ein Verständnis von „Sicherheit als Interaktionsprozeß“ sich ausbilden könnte. Eine weniger scharf abgegrenzte „nationale Identität“ und „multiple Loyalitäten“ wären eine wichtige Bedingung für durchlässigere Grenzen zwischen nationalen Gruppen, Völkern und Staaten.¹⁴

Denn eine Spekulation drängt sich hier bereits auf: Die Souveränitäts-idee scheint nach dem selben Muster gestrickt zu sein wie die Idee des absolut autonomen, mit sich identischen Subjekts. Gibt es nicht eine Parallele zwischen dem historischen Projekt des männlichen, freien Subjekts und der Idee des souveränen Staates? Überlebt nicht in der Vorstellung von staatlicher Souveränität das alte Hobbes'sche Diktum vom „Kampf aller gegen alle“ im Naturzustand?¹⁵ Könnte der Begriff aber aus westlicher Perspektive voluntaristisch aus der Welt geschafft wer-

moderne deutsche Geschichte in der internationalen Forschung 1945 – 1975, Hans Ulrich Wehler Hg., Göttingen 1978, 271. Vgl. auch Oskar Negt u. Alexander Kluge, Geschichte und Eigensinn, Kap. 10: Krieg als Arbeit, Frankfurt a.M. 1981 (Neuaufgabe im Druck).

11 Arendt, Macht, wie Anm. 7, 9f.

12 Ebd., 131.

13 Änderungen zeichnen sich allerdings bei den KSZE-Verhandlungen ab, beispielsweise durch die Veränderung des bisher lähmenden Konsensprinzips („Konsens minus eins“ – zukünftig müßte ein betroffener Staat friedens- und menschenrechtssichernde Maßnahmen ‚von außen‘ dulden).

14 Eva Senghaas-Knobloch, Legitimitäts- und Identitätskonflikte als Herausforderung für die europäische Friedensentwicklung, in: Hajo Schmidt Hg., Wissenschaftliche Beiträge zur Friedensentwicklung, Fernuniversität Hagen 1991; vgl. auch Anm. 2.

15 Darauf werde ich im folgenden näher eingehen.

den, nachdem kolonialistische Politik das Selbstbestimmungsrecht vieler Völker mißachtet hat und ein ökonomisch bestimmter ‚hegemonialer Naturzustand‘ zwischen den ‚Welten‘ weiterhin andauert? Brisant für die Realität einer möglichen europäischen Friedensordnung beispielsweise sind ja gerade die gegenwärtigen ungleichzeitigen Entwicklungen: brüchig werdende nationalstaatliche Souveränitätsansprüche einerseits¹⁶ und die teilweise gewaltförmige Transformation nationaler Bewegungen zu souveränen Staaten in Osteuropa und auf dem Balkan andererseits.¹⁷

Staatsbildungsprozeß und Geschlechterverhältnis. Einige Thesen

Der Begriff des souveränen Staates verweist auf seine Entstehung und die Herausbildung eines staatlichen Gewaltmonopols seit der frühen Neuzeit. Dem möchte ich nun nachgehen mit der Frage nach den Konsequenzen für das Geschlechterverhältnis und die Entwicklung von Friedensfähigkeit und Kriegsbereitschaft. Drei Thesen stehen dabei im Zentrum, die teilweise noch als Forschungsprogramm und Zwischenergebnis zu verstehen sind und sich nicht durchgängig auf schon jeweils historisch und geografisch spezifizierte, abgesicherte Befunde stützen können:

1. Der neuzeitliche Staatsbegriff setzt ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis voraus. Kontrolle der Gebärfähigkeit, der Sexualität der Frau und die teilweise Verfügung über weibliche Arbeitskraft sind zentrale Voraussetzungen für die Ausdifferenzierung von privater und politisch-öffentlicher Sphäre. Deshalb spreche ich vom Mythos des staatlichen Gewaltmonopols.

2. Die zunehmende Dominanz des Mannes im gesellschaftlichen, vertraglich geregelten Wirtschaftsprozeß, und die ausschließlich mit Männern besetzten politischen Funktionen sind nicht nur Resultat der ersten Asymmetrie zwischen den Geschlechtern. Mit der Ausdifferenzierung von Handlungssphären verändert sich die Rolle der Frau: Von ihr wird als christlicher Hausmutter die Zivilisierung männlicher Triebhaftigkeit und die Herstellung des guten und moralischen Lebens im häuslichen Kreise erwartet. Der so garantierte häusliche Friede einerseits und das staatliche Gewaltmonopol andererseits sind die beiden Säulen für das Fundament eines innerstaatlichen ‚sozialen Friedens‘ für die vertragsförmig geregelten gesellschaftlichen Austauschbeziehungen.

3. Nicht nur auf dieser Arbeitsteilung beruht die Trennung des Privaten als der moralischen Sphäre von der politisch-rechtlichen Sphäre des Staates. Sie beruht auf der fundamentalen Aufspaltung des (männlichen) Menschen als Menschen und Staatsbürger (Untertan). Daß die staatlichen Machtsphären sich als exklusiv männliche bis in unser Jahrhundert erhalten haben, liegt u.a. darin, daß die gehemmte aggressive Selbstbehauptung der Zivilisierten nur dann für das Gemeinwesen ‚gewaltlos‘ blieb, wenn diese nach außen abgedrängt, in zivilisiertem Kon-

¹⁶ Vgl. Anm. 13.

¹⁷ Vgl. Anm. 14.

kurrenzverhalten ausagiert werden konnte und eine verdeckt-erotische Bindung untereinander gelingen konnte. So bilden sich die staatliche Instanz, viele gesellschaftliche Sphären und kulturelle Institutionen (auch die Geheimgesellschaften der Aufklärung) als homoerotische Männerbünde. Paradigmatisch für diese These ist das Militär. Homoerotik und militarisierte Aggression sind somit zentrale Voraussetzungen des Machterhalts des modernen Staates, nationaler Souveränität und damit die Kehrseite des Zivilisationsprozesses mit seinen Fremd- und Selbstzwängen und normativ verankerter Zwangsheterosexualität. In den militarisierten Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt sich die Dialektik von gewaltsam durchgesetzter Gewaltlosigkeit: Die Brüchigkeit *individueller* Gewaltverzichts führt zur Wiederkehr des Verdrängten im *kollektiven*, nationalen, gewaltsam sich durchsetzenden Selbstbehauptungswahn. In dem Modell von kriegerischer Männlichkeit dieser Zeit spiegelt sich zugleich ein spezifisches Selbstmißverständnis der Moderne, ein Bild von Männlichkeit, das im Dualismus von Autonomie *oder* Unterwerfung, Sieg *oder* Niederlage gefangen blieb.

Der Mythos vom staatlichen Gewaltmonopol

Bei Niccolò Machiavelli (1469–1527), einem der wichtigsten Staatstheoretiker der frühen Neuzeit, ist nicht mehr die Frage nach dem gerechten Krieg¹⁸ relevant, wie in der antiken oder christlichen Tradition, sondern die strategische Überlegung, wie er zu führen sei, damit er erfolgreich wäre. Der Sieg wird zur Rechtfertigung des Krieges, da eine über den kriegsführenden Parteien stehende Moral nicht mehr anerkannt wird, eine beispielsweise durch Religion gestiftete. Interessant ist Machiavelli deshalb, weil die Kriegsfrage bei ihm in eine quasi ‚moderne‘ Staatstheorie eingebunden ist. Er formulierte die Idee von einer notwendigen zentralisierten staatlichen Ordnung als Voraussetzung für die Kontinuität der öffentlichen Verhältnisse, den Verkehr der Wirtschaftssubjekte. Für ihn ist ein nationaler Machtstaat die Bedingung für Reichtum und Kultur. Diese Konzeption setzte die Unterwerfung der einzelnen Herren und Herrschaften unter eine Zentralgewalt voraus (das hieß: Die Vielheit kleiner miteinander rivalisierender Machtzentren sollte aufgehoben und die Macht der Kirche gebrochen werden). Die Mittel dieser vorgestellten Zentralmacht sah Machiavelli in einer allgemeinen militärischen Dienstpflicht (der Männer natürlich), bzw. in einer Armee, und in der Trennung von Religion und Politik. Bedeutsam ist hier nicht die umstrittene Frage, ob Machiavelli eine Republik oder eine Monarchie anstrebte – entscheidend ist das Projekt der Herstellung einer inneren Ordnung (wir könnten heute sagen: eines sogenannten inneren sozialen Friedens) und Schutz nach außen, gegenüber dem möglichen Feind, in der historischen Umbruchphase des Handelskapitalismus mit seiner destruktiven und entsittlichenden Dynamik.

¹⁸ Zur Geschichte der Lehre vom ‚gerechten Krieg‘ vgl. Richard Schröder, Ohne Unrecht im Frieden leben, in: Die Zeit, 11, 8. März 1991, 13.

Verbanden sich *virtù* und politische Partizipation miteinander, so gehören andererseits *ambizione* und Untertanenstatus zueinander: Der seiner Begierden selbst nicht mächtige Mensch ist auf Fremdwang, auf die von außen kommende Disziplinierung durch den Staat und seine Organe angewiesen. Machiavelli hat diese Konsequenz in aller Deutlichkeit beschrieben, auch wenn er zeitlebens gehofft hat, daß sie nicht eintreten werde, sondern die Republik noch einmal eine politische Chance erhalte.¹⁹

Die Konzeption eines staatlichen Gewaltmonopols hat in den „Il Principe“ („Der Fürst“) jedoch eine klare Grenze: Gefordert wurde vom Machthaber die Unantastbarkeit von Familie und Privateigentum.

Verhaßt macht er sich vor allem, wenn er, wie ich schon sagte, wenn er raubgierig ist und sich am Vermögen und an den Frauen seiner Untertanen vergreift. Dies muß er unterlassen! Die meisten Menschen sind zufrieden, wenn man ihnen weder Vermögen noch Ehre nimmt ...²⁰

Daß Machiavelli hier nicht die Ehre der Frau meint, sondern die männliche Ehre, wird durch Betrachtung der Empfehlungen deutlich, die dem Herrscher oder „Fürst“ eine souveräne Bemächtigung der launenhaften Fortuna (Glück oder Schicksal) – nicht zufällig eine weibliche Allegorie – ermöglichen sollen:

... Fortuna; sie zeigt ihre Macht dort, wo es an der Kraft des Widerstands fehlt. ... Ich bin aber der Meinung, daß es besser ist, draufgängerisch als bedächtig zu sein. Denn Fortuna ist ein Weib; um es unterzukriegen, muß man es schlagen und stoßen. Man sieht auch, daß es sich leichter von Draufgängern bezwingen läßt ... Daher ist Fortuna immer, wie jedes Weib, den jungen Menschen freud; denn diese sind weniger bedächtig ... und befehlen ihr mit größerer Kühnheit.²¹

Dieser Fiktion von der Herstellbarkeit des Glücks oder der Biegung des Schicksals durch Gewalt korrespondieren Machiavellis Äußerungen in den „Discorsi“ über eine gute staatliche Ordnung:

Daß Glück und Kriegskunst Ursachen der Größe des Römischen Reiches gewesen sind, läßt sich nicht leugnen; allein man scheint zu übersehen, daß da, wo ein gutes Kriegswesen ist, schon deshalb eine gute Staatsordnung sein muß und auch selten das Glück fehlt.²²

Die Bezwingbarkeit der weiblichen Fortuna durch die sexualisierten Methoden des „Schlagens“ und „Stoßens“ und die behauptete Nähe von Kriegskunst und Glück markieren als strategische Prinzipien ganz offen eine männlich geprägte Denkrealtät. Die für die Zukunft gedachte

19 Herfried Münkler, Einleitung zu: Niccolò Machiavelli, Politische Schriften, Herfried Münkler Hg., Frankfurt a.M. 1990, 39; vgl. ders., Machiavelli, Frankfurt a.M. 1982.

20 Machiavelli, Der Fürst – „Il Principe“, Stuttgart 1972, 75.

21 Ebd., 103–106. Es ist aufschlußreich, daß Max Horkheimer in seinen frühen geschichtsphilosophischen Texten zu Machiavelli nicht über diesen Zusammenhang stolpert, sondern ihn ausblendet; vgl. Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie (1930) und Egoismus und Freiheitsbewegung (1936), in: Max Horkheimer, Gesammelte Schriften, II und III, Frankfurt a.M. 1987/1988; vgl. Anm. 63.

22 Machiavelli, Politische Schriften, wie Anm. 19, 138.

Macht des Staates soll zwar auf militärischer Stärke, Kontrolle männlicher Begierden (*ambizione*) aber zugleich auf der Beherrschung unberechenbarer weiblicher sexueller Macht (Fortuna) durch diejenigen beruhen, denen jegliche Tugend (*virtù*) abhanden gekommen ist: den männlichen Untertanen. Im realen Staatsbildungsprozeß der Neuzeit wird sich zeigen, daß die staatlichen Eingriffe zur Regulierung von Sexualität zwar die kirchlichen Einflußmöglichkeiten zurückdrängten, nicht aber den Herrschaftsanspruch des *pater familias* und die unmittelbare Gewalt im Geschlechterverhältnis.²³ Wir finden somit in der Neuzeit auf dem Wege zum absoluten Staat ein männlich konzipiertes staatliches Gewaltmonopol: Eine Befriedung des Geschlechterverhältnisses ist nicht gemeint, und deshalb geht nicht alle Gewalt auf den Staat über. Geschützt, kontrolliert und geregelt werden in Machiavellis Theorie vor allem die sozialen Beziehungen zwischen Männern.

Thomas Hobbes (1588–1679) verknüpft mehr als hundert Jahre später zentrale Überlegungen Machiavellis mit Erkenntnissen der Mechanik und anthropologischen Grundannahmen. Er versuchte, alles Geschehen in der Welt auf Mechanik, also auf Gesetze der Bewegung zurückzuführen. Der Staat erscheint bei ihm als Maschine, deren Teile die Menschen sind, gesteuert durch formales Recht und nicht durch die Unordnung differenter (religiöser) Gesinnungen (Moralen) oder individueller Begierden. Seine Staatsphilosophie bezieht sich auf die Erfahrung der Religions- und Bürgerkriege der Zeit und enthält bereits eine Lehre vom konkurrierenden bürgerlichen (männlichen) Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft. Hier setzen seine Überlegungen zu einer notwendigen staatlichen Ordnung an, die von der fiktiven Annahme eines Naturzustandes abgeleitet werden. Am Anfang – im Naturzustand – ist der Mann allein:

Wir wollen nun ... auf den Naturzustand zurückgehen und annehmen, daß die Menschen gleichsam wie Schwämme plötzlich aus der Erde hervorgewachsen und erwachsen wären, ohne daß einer dem anderen verpflichtet wäre.²⁴

Dieser Vergleich von Menschen, Männern, mit Pilzen ist ein vollendetes Bild der Autonomie, schreibt dazu Sheila Benhabib.²⁵ Durch die Gleichsetzung des selbständigen, isolierten Menschen der bürgerlichen Gesellschaft mit dem natürlichen Menschen kommt Hobbes zu der Annah-

23 „Der frühneuzeitliche Staat nahm sexuelle Handlungen nur in bezug auf Ehe wahr, wobei sexuelle Handlungen im Geflecht sozialökonomischer Beziehungen verschwanden. Das gleiche geschah auch im Strafrecht: Notzucht beispielsweise wurde nicht wie heute als sexuelles Delikt angesehen, sondern galt lange Zeit als Eigentumsverletzung.“ Isabel v. Hull, „Sexualität“ und bürgerliche Gesellschaft, in: Ute Frevert Hg., *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, 51; vgl. auch Anm. 44.

24 Thomas Hobbes, *Grundzüge der Philosophie. Zweiter und dritter Teil: Lehre vom Menschen, Lehre vom Bürger*. In Auswahl übersetzt von Max Frischeisen-Köhler, Leipzig 1915, Neudruck Leipzig 1949, 162.

25 Sheila Benhabib, *Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Ansätze zu einer feministischen Moraltheorie*, in: Elisabeth List u. Herlinda Studer Hg., *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt a.M. 1989, 464. Ähnlich war schon die Interpretation von Max Horkheimer, vor allem in Hinblick auf Hobbes' Freiheitsbegriff, allerdings ohne androzentrismuskritische Perspektive, wie Anm. 21.

me eines Naturzustandes, der durch den „Krieg aller gegen alle“ bestimmt sei.²⁶ Im Naturzustand hätten also die Menschen den Trieb, einander zu beherrschen, sich zu bereichern, den Willen, einander zu verletzen, also Gewalt auszuüben. Die Furcht vor dem Anderen, die Angst vor einem unnatürlichen Tod beherrscht die Einzelnen. Diese Furcht führe nun – so Hobbes im „Leviathan“ – zur Suche nach Sicherheit, die nur durch Vertrag untereinander garantiert werden könnte:

Die Leidenschaften, die die Menschen friedfertig machen, sind Todesfurcht, das Verlangen nach Dingen, die zu einem angenehmen Leben notwendig sind und die Hoffnung, sie durch Fleiß erlangen zu können. Und die Vernunft legt die geeigneten Grundsätze des Friedens nahe, auf Grund derer die Menschen zur Übereinstimmung gebracht werden können.²⁷

Diese doppelt gefügte Ausgangssituation im Naturzustand – Leidenschaften und zweckrational verstandene Vernunft²⁸ – wäre nun der sinnngemäße Ursprung des Staates. Dieser konstituiert sich jedoch nicht durch intersubjektive Verständigung, wie es der Begriff „Übereinstimmung“ zunächst nahe legt, sondern durch Übertragung der Gewalt auf einen Mächtigeren durch die isoliert bleibenden Subjekte. „Das ist“, sagt Hobbes, „die Entstehung jenes großen Leviathan, ... des sterblichen Gottes, der durch den Schrecken seiner Macht alle zum Frieden zwingt.“²⁹ Das Bild des Leviathan bei Hobbes trägt die Züge einer starken Vater-Imago. Es repräsentiert die Einheit von großem Menschen, großem mythischen Tier, großer Maschine und sterblichem Gott. Als staatlicher Souverän ist er allmächtig, weder durch tradiertes Recht, Gerechtigkeit oder Gewissen gebunden – und deshalb hat er göttlichen Charakter. Der friedenssichernde Staat wird gedacht als technisch funktionierende Neutralität, sein Befehlsmechanismus soll sich durch absolute Berechenbarkeit und Geschlossenheit als rational erweisen. Darin liegt seine Vernunft. Sie „ist für Hobbes das Ende des Bürgerkrieges; ein Satz, den man in seiner geschichtlichen Bedeutung auch umdrehen kann: Das Ende der religiösen Bürgerkriege ist die ‚Vernunft‘.“³⁰ Damit verweist Koselleck auf eine Paradoxie bei Hobbes: Ist die Vernunft nun Ursache oder Resultat der Staatsbildung?

Die Vernunft verlangt nach dem Staat, aber erst dann, wenn der Staat da ist, ist die Vernunft ebenso politisch wie sie auch moralisch ist. Hobbes, der zunächst davon ausging, den Staat aus einem zeitlich gleichsam vorgeordneten Vertrag entspringen zu lassen, setzt den Staat ein, um diesen Vertrag zu ermöglichen. Das logisch Paradoxe liegt darin, daß dieser Staat zwar einem

26 Hobbes, Grundzüge, wie Anm. 24, 83; siehe v.a. Thomas Hobbes, Leviathan, hg. und eingeleitet von Iring Fetscher, Übersetzung von Walter Euchner, Neuwied/Berlin 1966, 94ff.

27 Hobbes, Leviathan, wie Anm. 26, 102.

28 „Aus sich selbst heraus wäre Vernunftseinsicht außerstande, Frieden zu stiften“: Iring Fetscher, Einleitung zu: Hobbes, Leviathan, wie Anm. 26, XXIII.

29 Carl Schmitt, Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Nachdruck der Erstausgabe von 1938, Köln/Löwenich 1982, 30.

30 Reinhart Koselleck, Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Baden-Baden 1973 (1. Ausgabe 1959), 26.

Vertrag seine Existenz verdankt, dann aber als autonome Größe existiert. Erst der Leviathan ist als Staat Wirkung und Ursache der Staatsgründung zugleich. Damit hat Hobbes mit der vermeintlichen Priorität innerer Entschlüsse der Individuen aufgeräumt, um die gleichursprüngliche Bedingtheit jeder erfüllbaren Moral durch die staatliche Ordnung sichtbar zu machen. ... Der Friede ist nur gewährleistet, wenn die politische Moral, die die Menschen veranlaßt, ihre Rechte auf den sie repräsentierenden Souverän zu übertragen, sich im Akt der Staatsbildung umwandelt in eine Gehorsamspflicht.³¹

Die Waffen dieses absoluten Staates sind die des Militärs und die geistigen einer entpolitisierten Kirche. Der Souverän erweist seine Macht nach innen und außen vor allem durch Gewalt. Zwischenstaatliche Kriege werden als andere Form des Naturzustandes angesehen, denn „mit der staatlichen Konsolidierung nach innen wird der Krieg gleichsam nach außen abgedreht“.³² Beides beruhte, wie Koselleck schreibt, auf der strikten Trennung von Moral und Politik, einer Trennung, die Kriege auf „reine Staatenkriege“ beschränkt und damit als politische Voraussetzung völkerrechtlicher Regelungen angesehen werden muß. Diesen zwischenstaatlichen Naturzustand des ‚Kampfes aller gegen alle‘ wird später Kant in seinem Traktat „Zum ewigen Frieden“ (1795) durch die Antizipation eines zu stiftenden „Friedensbundes“ mit ‚vernünftigen‘ Gründen als überwindbar ansehen.

Aber auch in Hobbes', auf einem *Unterwerfungsvertrag* beruhenden Staats-Modell geht es nicht um die gesamte Gewalt. Die entscheidende Grenze liegt in der aufgezeigten Trennung des Öffentlich-Politischen und Moralisch-Privaten, im Gegensatz von *public reason* und *private reason*. Der Staat konstituiert sich ja gerade durch die Entpolitisierung der moralischen Orientierungen, indem der mörderische Kampf der Gesinnungen im (religiösen) Bürgerkrieg überwunden, in die Sphäre des bloßen Gewissens, einer privaten Moral verwiesen wird. Das beinhaltet die Aufspaltung des Menschen in den Menschen und Staatsbürger, die Trennung von Gewissen und Politik, Gesinnung und Handeln, Moral und Recht. Staatliches Recht wird von Hobbes als formaler Bereich verstanden, der nicht mehr gebunden ist an soziale Interessen, religiöse Hoffnungen und moralische Prämissen.

Das durch fiktiven Vertrag begründete staatliche Gewaltmonopol impliziert bei Hobbes den selbstverständlichen, durch Ehevertrag geregelten Herrschaftsanspruch des Mannes über Frau und Kinder einerseits, über Gesinde und andere ökonomisch Abhängige andererseits. Der Staat soll nicht nur den sozialen Frieden, körperliche Unversehrtheit und Eigentumsrechte, sondern damit zugleich einen männlichen Herrschaftsanspruch in der häuslichen Wirtschaftssphäre begründen, weil die Bürger als Wirtschaftssubjekte genau diesen Machtbereich durch Achtung vor den Gesetzen wechselseitig anerkennen und damit ein ‚Geschlechterverhältnis im Naturzustand‘ überwinden sollen. Die beunruhigende Frage lautet, wie väterliche Herrschaft über die Kinder entsteht, wenn die Herrschaft „durch Zeugung“ zwar rechtens, aber ungesichert erscheint, weil doch „Gott dem Manne eine Hilfe zugeordnet“ (!)

31 Ebd., 24f.

32 Ebd., 34.

hat, und das Kind nicht Vater und Mutter gleichermaßen gehorchen könne. Bei Hobbes bleibt dieses Dilemma im Naturzustand nicht nur unlösbar, es sei denn mit Gewalt, sondern auch ein dauerndes Ärgernis, weil doch eine wirklich natürliche Differenz zwischen den Geschlechtern der Frau Macht verleiht:

Denn zwischen Mann und Frau besteht nicht immer ein solcher Unterschied an Stärke und Klugheit, als das ohne Krieg entschieden werden könnte, wem das Recht zusteht. ... Denn im reinen Naturzustand, in dem es keine Ehegesetze gibt, kann man nicht wissen, wer der Vater ist, wenn es die Mutter nicht bekanntgibt, und deshalb hängt das Recht der Herrschaft über das Kind von ihrem Willen ab und liegt folglich bei ihr.³³

Die entsprechende staatliche Lösung ist grandios, weil Hobbes implizit die Vaterherrschaft nur absichern kann durch die gleichzeitige Herrschaft über die Frau, die Kontrolle ihrer Sexualität und Generativität. Dies wird zwar nicht benannt, aber wie sonst könnte ein gesichertes Wissen über die Vaterschaft erzeugt werden?

Im Staat wird dieser Streit durch das bürgerliche Gesetz entschieden, und meistens, aber nicht immer, fällt die Entscheidung zugunsten des Vaters aus, da die Staaten meistens von Familienvätern, nicht von Familienmüttern errichtet wurden.³⁴

Die Argumentation ist zirkulär: Geht die Staatsgründung einerseits von den männlichen Familienoberhäuptern aus, setzt also bereits männliche Herrschaft voraus — so ist gleichzeitig dieser Staatsgründungsakt erst die Ursache für männliche Dominanz in der Familie. Deshalb spreche ich vom *Mythos des staatlichen Gewaltmonopols*. Der Unterwerfung der männlichen Subjekte unter eine souveräne staatliche Macht korrespondiert die Absicherung männlicher Souveränität in der häuslichen Sphäre.

Viele empirische und theoretische Prämissen Hobbes' finden sich in quasi materialisierter Gestalt in den absolutistischen Staaten Europas — wenn auch bei ungleichzeitiger Entwicklung — bis zur Errichtung demokratischer Verfassungsstaaten wieder:

Von größter Bedeutung war hierbei die Konsolidierung des modernen Nationalstaates, der seine Identität auf der Zerschlagung älterer, auf Verwandtschaftsbeziehungen gegründeter Formen sozialer Herrschaft begründete. Die Entstehung des modernen Nationalstaates war ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur *Entfamiliarisierung* der Politik; seine wachsende Hegemonie wurde auf Kosten familiengebundener Formen der Macht erreicht, wie sie im mittelalterlichen Konzept der ‚Herrschaft‘ repräsentiert wurden. Tatsächlich war ... eines der Mittel, deren sich der Staat in seinem Kampf um die Macht mit den Feudalgewalten bediente, die Übertragung der Idee der „guten Herrschaft“ von diesen Feudalgewalten auf die einzelnen männlichen Familienoberhäupter.³⁵

33 Hobbes, *Leviathan*, wie Anm. 26, 156; vgl. Hobbes, *Grundzüge*, wie Anm. 24, 167ff.

34 Ebd.

35 Sheila Benhabib u. Linda Nicholson, *Politische Philosophie und die Frauenfrage*, in: Pipers Handbuch der politischen Ideen, V. Iring Fetscher und Herfried Münkler Hg., 529.

Der Staat wird – theoretisch gesehen – zur Sphäre ‚allgemeiner Vernünftigkeit‘, die über den körperlichen und natürlichen Tätigkeiten der häuslichen Ökonomie steht und die Beziehungen zwischen einzelnen Familien regelt. Diese ordnende Überlegenheit staatlicher Funktionen wird zugleich zum Bestimmungsmoment von Geschlechterdifferenz, begründet die männliche Überlegenheit,³⁶ die ja auch im Zeitalter der Aufklärung nur peripher wirklich in Frage gestellt, vielmehr aus dem Selbstverständnis des sich zunehmend als Staatsbürger und nicht mehr als Untertan verstehenden männlichen Subjekts abgeleitet und letztendlich auf Natur zurückgeführt wird, wie zuletzt Claudia Honegger³⁷ gezeigt hat. Nun galt es als offenes Geheimnis, was beispielsweise David Hume (1711 – 1776), allerdings ohne es zu beklagen, ausplauderte: „Die ursprüngliche Errichtung der Staatsgewalt beruht auf Gewaltanwendung, sie wurde nur zwangsweise akzeptiert.“³⁸ Wurde in der Neuzeit – die Theorie von Hobbes legt Zeugnis davon ab – der mächtige symbolische Vater neu geschaffen, dem sich die rivalisierende Brüderhorde unterwirft – so beginnen die Brüder in der Aufklärung darüber nachzudenken, wie sie sich nun selbst regieren und die ursprüngliche Trennung von Moral und Politik wieder aufheben können. Voraussetzung dafür waren die zunächst verborgenen Orte begrenzter Männer-Öffentlichkeit, die sich hinter dem Schleier des „Geheimnisses“ (Koselleck) entwickelten. Die in den privat-gesellschaftlichen Lebenszusammenhang verwiesene Moral wird nun allmählich und vorsichtig politisiert, öffentlich gemacht. „Nur ein einziger Herr (Friedrich der Große, M. R.) in der Welt sagt: *Räsonniert*, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; *aber gehorcht!*“³⁹

Ulrike Prokop⁴⁰ hat einige subtile, politisch relevante Mechanismen entschlüsselt, die in den Diskurs dieser Zeit eingegangen sind: Aufklärende Kritik an absolutistischer Macht war aufs engste verwoben mit der Kritik an einer empirisch wahrnehmbaren, oftmals gebildeten, weiblichen Macht innerhalb der Aristokratie und insbesondere am ‚Hofe‘. Diese zugleich emanzipatorische und frauenfeindliche Seite der Aufklärung beruhte auf der ‚Tragik‘ vieler Intellektueller des 18. Jahrhunderts, die ihren sozialen Aufstieg oder ihre Anerkennung nicht zuletzt der Protektion adliger Frauen verdankten. „Rousseau, Herder, Goethe, Schiller“ sind beispielsweise solche bedeutsamen Verbindungen eingegangen, „die deutlich nach dem Vorbild einer Mutter-Sohn-Beziehung strukturiert sind. Das ist umso auffallender, als alle diese Autoren aus ihrem Ideal der Weiblichkeit jene Züge entfernt haben, die an diese machtvolle und schützende Mutterfigur erinnern“. ⁴¹ Dies ist ein so dominierender Tenor

36 Ebd.

37 Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib. (1750 – 1850), Frankfurt a.M./New York 1991.

38 Zit. nach: Knut Boeser, Der Frieden ist aller Kriege Anfang, in: Peter Passett u. Emilio Modena Hg., Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht, Basel/Frankfurt a.M. 1983, 94.

39 Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1783), in: ders., Was ist Aufklärung? Aufsätze zur Geschichte und Philosophie, Jürgen Zehbe Hg., Göttingen²1975, 56.

40 Ulrike Prokop, Die Einsamkeit der Imagination. Geschlechterkonflikt und literarische Produktion um 1770, in: Gisela Brinker-Gabler Hg., Deutsche Literatur von Frauen, I: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, München 1988.

in den Denkfiguren der Aufklärung, daß er schon durch seine Stereotypie ungläubwürdig wird: Die Attribute der adligen, mächtigen Frau sind (fast) immer abwertend, bedrohlich formuliert, vor allem wenn Sexualität, Bildung, Sitten und Macht gemeint sind. Die Imagination bürgerlicher Weiblichkeit ist nur das negativ formulierte Spiegelbild: Scham, Nicht-Gelehrsamkeit, natürliche, ungekünstelte Sittlichkeit und Unterwürfigkeit der Frau sind die Elemente männlicher Wunschphantasien:

Die Reaktion auf die Furcht vor der machtvollen Imago der Frau nimmt die Gestalt kaum verhüllter Aggression und eines ausgeprägten Kontrollbedürfnisses an. Die Idealisierung der Frau, die zugleich ausgebildet wird, ist psychologisch gesehen eine Gegenbesetzung zur Aggression. Erst dadurch wird das Ideal zum Vorurteil im Sinn der Hemmung und des Denkverbots.⁴²

Ehe als Ordnungsfaktor und zivilisierende Instanz

Perfekt ausgebildet wird das männlich bestimmte staatliche Gewaltmonopol im absolutistischen Nationalstaat durch die Entwicklung neuer Machtmittel: Recht, Bürokratie und Polizei einerseits – Militärapparat andererseits. Auf die Relevanz der neuzeitlichen Wissenschaften, der Naturwissenschaften und Technikentwicklung für die Perfektionierung der Gewaltmittel hatte schon Hannah Arendt hingewiesen. Als klassisches Beispiel für diesen, wenn auch verspäteten Prozeß moderner Staatsbildung kann Preußen angesehen werden; Preußen als Wegbereiter des deutschen Nationalstaates. Nicht ohne Ironie hat Theodor Fontane die Bedeutung des preußischen Militärs um 1806 in seiner Novelle „Schach von Wuthenow“ auf folgende Formel gebracht: „Der Staat Friedrichs des Großen (ist) nicht ein Land mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Lande ... Unser Land ist nur Standort und Verpflegungsmagazin.“⁴³

Dieser Staatsbildungsprozeß, mit dessen ambivalenten Schutz die bürgerliche Gesellschaft sich entwickeln konnte, wird von Norbert Elias mit Blick auf die Individuen auch als Zivilisationsprozeß⁴⁴ bezeichnet.

41 Ebd., 344.

42 Ebd.

43 Theodor Fontane, Schach von Wuthenow. Eine Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes (1782), in: ders., Werke, Schriften und Briefe. Abteilung I, I, München 1970, 596. Im Zitat heißt es weiter: „In sich selber entbehrt es aller großen Ressourcen. Siegen wir, so geht es; aber Kriege führen dürfen nur solche Länder, die Niederlagen ertragen können. Das können wir *nicht*.“ Das sollte sich im 19. Jahrhundert ändern.

44 Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Berr/München ²1969 (1. Ausgabe 1936); ders., Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Michael Schröter Hg., Frankfurt a.M. ⁴1990.

Die Kritik von Bennholdt-Thomsen an Elias kann ich jedoch nur teilweise nachvollziehen: „In der Zivilisation ist es dem Mann erlaubt, gegenüber Frauen den Mechanismus der Selbstkontrolle auszuschalten. Dieses Phänomen, so behaupte ich, ist nicht trotz der Jahrhunderte des zivilisatorischen Prozesses möglich, sondern ist geradezu Bestandteil desselben. Es ist sowohl Bestandteil der psychischen Struktur der Individuen als auch der soziopolitischen Struktur der Gesellschaft.“ Diese ‚erlaubte‘ sexuelle Gewalt gegen Frauen wird auch als „sozial und juristisch“ zugestandenes männliches „Recht“ bezeichnet, wie an anderer Stelle Zivilisierung und Militarisierung

Affektkontrolle und Triebbeherrschung als eingeübte Selbstzwänge stehen (oftmals nur latent) in einem historisch spezifischen Verhältnis zu Fremdzwängen, wie sie sich vor allem aus dem zunehmenden Verkehr der sich fremd bleibenden Wirtschaftssubjekte ergeben. Dieser quasi naturwüchsig verlaufenden Befriedung sozialer Beziehungen korrespondiert das staatliche Gewaltmonopol, das diese Entwicklung abstützt, sie jedoch nicht erzeugt.

Nicht zufällig stieß die These Hobbes' vom unbeherrschten, gewalttätigen Naturwesen Mensch in der weiteren philosophisch-anthropologischen Debatte auf Widerspruch. Es ist jedoch kein abstrakter Erkenntnisfortschritt, wenn beispielsweise David Hume Mitte des 18. Jahrhunderts davon ausgeht, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen sei, oder wenn Rousseau die anthropologischen Prämissen der Hobbes'schen Denkfiguren in Frage stellt. Dies kann als Ergebnis des allmählichen und vorgestellten Funktionswandels von Familie und der Praxis der christlichen Hausmutter in einem Teil der bürgerlichen Schichten seit der frühen Neuzeit angesehen werden. Heide Wunder u.a. haben in ihren sozialhistorischen und kulturwissenschaftlichen Studien gezeigt, wie die Ehe zur Norm bürgerlicher Lebensform wurde, zum Ort der ‚Liebe‘ und zur Instanz für die Zivilisierung des sich selbst als Trieb- und Naturwesen darstellenden Mannes durch das „schwache Geschlecht“. ⁴⁵

Ehe wurde zum neuen Ordnungsfaktor des entstehenden modernen Staates, die zunächst ‚bürgerliche‘ Institution erhielt einen staatlich-öffentlichen Status, für dessen ‚Ordnlichkeit‘ sich die weltlichen und geistigen Obrigkeiten und Autoritäten zuständig fühlten. ⁴⁶

David Hume kann wie andere ‚Denker‘ der Zeit die Menschen deshalb als gesellschaftliche Wesen bezeichnen, weil er sie in einer modernen Familie groß werden sieht. ⁴⁷ Moralische Intuitionen und Handlungswei-

gleichgesetzt werden. Dieses Modell erscheint mir als zu mechanisch, hermetisch und verallgemeinernd, und es beruht letztendlich doch auf der anthropologischen Prämisse, Männer wären von Natur aus gewalttätig, Gewalt sei eine konstante, mehr oder weniger kontrollierbare Größe. Vgl. Veronika Bennhold-Thomsen, *Zivilisation, moderner Staat und Gewalt. Eine feministische Kritik an Norbert Elias' Zivilisationstheorie*, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 13 (1985): *Unser Staat?*, 26, 29ff. Vgl. zur Thematik ‚Zivilisation und sexuelle Gewalt‘: Pohl, *Männlichkeit*, wie Anm. 69.

⁴⁵ Vgl. Heide Wunder u. Christina Vanja Hg., *Wandel der Geschlechterbeziehungen zu Beginn der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1991.

⁴⁶ Heide Wunder, *Überlegungen zum Wandel der Geschlechterbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert aus sozialgeschichtlicher Sicht*, in: *Wandel*, wie Anm. 45, 23. Dieser von Wunder skizzierte Zusammenhang kann hier nicht in all seinen Facetten dargestellt werden. Bedeutsam sind für die spätere Zeit die Analysen von Ute Gerhard (zuletzt: *Gleichheit ohne Angleichung*, München 1990) und Ursula Beer (*Geschlecht, Struktur, Geschichte*, Frankfurt a.M./New York 1990) zum Verfassungs-, Familien- und Arbeitsrecht als Garanten eines asymmetrischen Geschlechterverhältnisses in der ständischen und bürgerlichen Gesellschaft; sowie die Untersuchung von Isabell v. Hull (vgl. Anm. 23) zur Funktion von Sexualität als Produkt moderner Staatsbildung.

⁴⁷ Vgl. Edmund Leites, *The Puritan Conscience and Modern Sexuality*, New Haven/London 1986. Dt.: *Puritanisches Gewissen und moderne Sexualität*, Frankfurt a.M. 1988. Dort wird vor allem (in kritischer Auseinandersetzung mit Max Weber) der Diskurs in England entschlüsselt und aufgezeigt, wie durch Beständigkeit und die Nichtanerken-

sen seien nicht angeboren, sie entstünden auch nicht durch vernünftige Überlegungen oder durch Zwang, sie sind nach Hume anerzogen: „Notwendigkeit, Neigung und Gewohnheit, die den Menschen in der Familie groß werden lassen, legen die Grundlage für sein späteres gesellschaftliches Leben.“ Durch die Familie würden jene Verhaltensweisen entstehen, durch die sowohl die individuellen Neigungen wie das Gemeinwohl befördert werden könnte.⁴⁸ Mit vergleichbaren Überlegungen, den Entwürfen von bürgerlichen und staatsbürgerlichen Tugenden wurde in der Aufklärung von fast allen Philosophen – einmal abgesehen von den wenigen egalitären Ansätzen des Rationalismus – das Fundament für die besonderen, v.a. moralischen Aufgaben der Frau als Ehefrau, Hausfrau und Mutter zementiert.⁴⁹ Erst vor diesem Hintergrund scheint die Idee des modernen, demokratischen Verfassungsstaates und die Vorstellung des mündigen (männlichen) Staatsbürgers, der nicht mehr wie der Untertan sich dem politischen Souverän unterwirft, realisierbar, weil in den neuen Vorstellungen von Subjektconstitution die alte Trennung von Moral und Politik, die Aufspaltung des (männlichen) Menschen in den Menschen und Staatsbürger zurückgenommen wird, wenn auch nur für kurze Zeit. Denn die Zerrissenheit zwischen *Bourgeois* und *Citoyen* wird mit neuer Bedeutung konstitutiv bleiben für die weitere Geschichte, die ja auf der Trennung von Staat und Gesellschaft beruhte. Der Verzicht auf unmittelbare Gewalt scheint zunehmend internalisiert zu sein, oder die psychodynamischen Bedingungen der Gewaltbereitschaft sind modifiziert – aber die Gewalt der gesellschaftlichen Beziehungen wird tendenziell ‚unsichtbar‘, weil strukturell verankert. Dieser Zusammenhang ist eng verknüpft mit den auf den ersten Blick widersprüchlichen Forderungen des bürgerlichen Emanzipationsprozesses nach Freiheit und Gleichheit und dem gleichzeitigen Ausschluß von Frauen. Wenn jedoch die Beschränkung von Frauen auf Haus und Familie als Voraussetzung für die Herausbildung eines gesellschaftlichen Wesens und Staatsbürgers angesehen wird, der keines Fremdzwangs, also keines Hobbes'schen Leviathans mehr bedarf, dann scheint es aus männlicher Perspektive konsequent, daß der demokratische Staat und die bürgerliche Gesellschaft als männliche Domäne konzipiert werden. Das ehemals in der Person des Souveräns konzentrierte Gewaltmonopol geht nun allmählich und tendenziell (mit Ausnahme des physischen Gewaltmonopols) auf die männlichen Staatsbürger bzw. ihre Repräsentanten über. Das ist die *Zerstörung des politischen Patriarchats*.⁵⁰

Der Ausschluß der Frau von Staatsbürgerrechten im bürgerlich-revolutionären Zeitalter bedeutet also nicht, daß „Frauen keinen politischen Beitrag zu leisten und keine politische Pflicht zu erfüllen hatten“. Carole

nung leidenschaftlicher und feindseliger Gefühle weibliche und männliche Tugend entsteht und damit ein häuslicher ‚Frieden‘.

48 Friedrich Jonas, *Geschichte der Soziologie*, I, Reinbeck b. Hamburg 1968, 85.

49 Hier kann ich, neben bisherigen Literaturangaben, nur exemplarisch auf einige neuere Studien verweisen: Ute Gerhard u.a. Hg., *Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht*, Frankfurt a.M. 1990; Herta Nagl-Docekal Hg., *Feministische Philosophie*, Wien/München 1990; Herta Nagl-Docekal u. Herlinde Pauer-Studer Hg., *Denken der Geschlechterdifferenz*, Wien 1990.

50 Benhabib, *Der Andere*, wie Anm. 25, 465.

Pateman denkt hierbei⁵¹ vor allem an die Pflichten der Mütter: Söhne zu gebären und sie im Geist republikanischer Tugenden zu erziehen. Deshalb skizziert sie den politischen Stellenwert von Frauen als Paradox: Sie sind einbezogen in die politische Ordnung und als Staatsbürgerinnen zugleich ausgeschlossen.⁵² Die familiale Praxis von Frauen schien die unverzichtbare Voraussetzung des männlichen Zivilisationsprozesses zu sein, die Bedingung für die Beseitigung des allmächtigen, gottähnlichen Leviathan einerseits und die (ir)reale, sozial- und moralphilosophisch begründete Trennung vom ‚guten Leben‘ in der privaten Sphäre – und dem ‚gerechten Leben‘ in Staat und Gesellschaft andererseits. Der fiktive oder reale Friedensschluß durch Vertrag war in der bisherigen Geschichte ein brüderlicher Vertrag unter Männern, der jedoch nicht nur die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern jeweils neu begründete und absicherte, Gewalt gegen Frauen stillschweigend tolerierte, sondern auch neuen sozialen und politischen Unfrieden, zwischenstaatliche Kriege und Kolonialismus erzeugte.

Militarisierung der Gesellschaft

Nicht loszulösen von der Geschichte des Zivilisationsprozesses ist die zunehmende Militarisierung der jeweiligen Gesellschaft. Legitimationsgrundlage und psychologische Voraussetzung dafür war nicht nur die Bestimmung des äußeren Feindes. Die Idee des souveränen Staates selbst brachte eine destruktive Dialektik mit sich: Souveränität läßt sich nur im Vergleich bestimmen, in der Auseinandersetzung behaupten und ist deshalb gebunden an räumliche Größe und die Ausstattung mit Gewaltmitteln, also militärischer Schlagkraft. Deshalb sind ihr räumliche Expansionsbestrebungen inhärent. Preußen ist ja auch gerade dafür ein Beispiel. Vergrößerung der Machtsphäre scheint die Souveränität erst herzustellen und unantastbar werden zu lassen. Damit wurde und wird aber immer wieder aufs neue die Machtasymmetrie zwischen Staaten hergestellt und eine permanente Unsicherheit mit entsprechender Kriegsbereitschaft überhaupt. Der als Souverän gedachte Staat und eine militärische Aufrüstung sind gleichursprünglich. Allein durch Krieg und Abschreckung wurde in der bisherigen Geschichte diese Staatssouveränität garantiert, darauf hatte schon Hannah Arendt hingewiesen. Niederlagen hinterließen oft tiefe Wunden im nationalen, nicht nur männlichen Selbstgefühl – als käme die Verletzung des souveränen Staatskörpers einer Verletzung fragiler Ich-Grenzen gleich. Exemplarisch könnten hier beispielsweise der Zusammenhang zwischen der Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt 1806, dem Einzug Napoleons in Berlin und dem Ende der kurzen Utopie von einem möglicherweise egalitären

51 Carole Pateman, Gleichheit, Differenz, Unterordnung. Die Mutterschaftspolitik und die Frauen in ihrer Rolle als Staatsbürgerinnen, in: Feministische Studien, 10, 1 (1992).

52 Auch Elisabeth Conradi weist nach, daß der Ausschluß von Frauen als Staatsbürgerinnen kein theoretisch ‚blinder Fleck‘ oder bloßes Vorurteil war: Ist der Ausschluß von Frauen für die traditionellen Demokratietheorien grundlegend, oder wie wird er gerechtfertigt?, in: Feministische Studien 7, 2 (1989).

Geschlechterverhältnis und gesellschaftlicher Emanzipation untersucht werden.

Deborah Hertz hat in ihrer Studie über die jüdischen Salons in Berlin aufgezeigt, wie die nationale Demütigung eine patriotische Erneuerungswelle auslöste, die einen neuen Antifeminismus und assimilationsfeindlichen Antisemitismus hervorbrachten.⁵³ Ein Teil der bildungsbürgerlichen Intelligenz, einige kamen aus dem Kreis der Romantiker, versammelte sich nun im Rahmen der christlich-deutschen Tischgesellschaft, die Frauen, Franzosen und Juden ausschloß. Die beschädigte kollektive, nationale Identität stabilisierte sich so durch Ab- und Ausgrenzung des Nicht-Christlichen, Nicht-Männlichen, Nicht-Deutschen, Nicht-Satisfaktionsfähigen. Letztlich wurden die Befreiungskriege des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einer Art destruktiver Wiedergutmachung, sondern kultivierten erst jene militaristisch-nationalistischen Affekte und Freund-Feind-Schemata, die so bedrohlich ins 20. Jahrhundert hineinreichen sollten. Das Militär war zum Staat im Staate geworden – es entwickelte sich seit dem 18. Jahrhundert von einem Gewaltmittel des Souveräns zur eigenen unkontrollierten Macht – gestützt von bestimmten gesellschaftlichen Interessensgruppen – neben der ‚zivilen Gesellschaft‘, wirkte aber „auf vielfältige und sehr massive Weise in die Zivilgesellschaft hinein, ein Vorgang, der gemeinhin mit dem Begriff der ‚sozialen Militarisierung‘ umschrieben wird“.⁵⁴ Ute Frevert sieht hier auch eine Ursache für die zunehmende Bedeutung des Duells der „Ehrenmänner“. Wurde das aus der bürgerlichen Gesellschaft „gemeinhin“ ausgeschlossene Gewaltprinzip in Kriegen „schrakenlos“ ausgelebt, so kehrte nun durch das Duell dieses Prinzip auch in den zivilen Alltag zurück,

was seine Anhänger mit dem Hinweis auf systematische Analysen von Krieg und Ehrenzweikampf zu rechtfertigen suchten. Solange man auf Krieg nicht verzichten wolle, hieß es immer wieder, müsse man auch das Duell, das auf dem gleichen ‚Naturgesetz‘ beruhe, tolerieren.⁵⁵

Die alte Hoffnung von Hobbes, daß nur durch strikte Entpolitisierung der Moral, durch die Trennung von Moral und Recht ein Gewaltverzicht denkbar wäre, erweist sich hier als Illusion durch die scheinbare Versöhnung dieser alten Zumutung. „Im Duell wurde, um eine Formulierung von 1804 aufzugreifen, die ‚Gewalt‘ gezwungen, ‚gerecht zu sein‘, und zwar durch den Einsatz verbindlicher Regeln ...“⁵⁶ Die ‚Formalisierung‘ von ungesetzlicher Gewalt verändert nicht den Kern der Sache: Gewalt ist zwar nicht mehr unmittelbarer Ausdruck eines Affekts, die formalen und rituellen Bedingungen des ‚Aufschubs‘ verschleiern nur die Tatsache eines fortexistierenden Naturzustands im – oftmals provozierten –

53 Deborah Hertz, *Die jüdischen Salons im alten Berlin*, Frankfurt a.M. 1991.

54 Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991, 89. Bei Fontane, Schach, wie Anm. 43, 623, kommt diese Militarisierung, historisch in den Jahren um 1806 angesiedelt, so zum Ausdruck: „Kameraden vom Regiment Gensdarmes, Erben eines alten Ruhmes auf dem Feld militärischer und gesellschaftlicher Ehre (denn wir haben nicht nur der Schlacht die Richtung, wir haben auch der Gesellschaft den Ton gegeben), Kameraden ... es muß etwas geschehn!“; vgl. Anm. 10.

55 Frevert, *Ehrenmänner*, wie Anm. 54, 197.

56 Ebd.

Dienste männlicher Ehre. Entscheidend ist die Militarisierung der Gesellschaften um die Wende zum 20. Jahrhundert gewesen:

... in dem die Werte einer militärischen Subkultur zu allgemein-gesellschaftlichen Leitwerten erhoben sind: So etwa die Befürwortung hierarchischer Ordnungen und Befehlsstrukturen in Organisationen, die Betonung persönlichen Kampfesmuts und ... Opferbereitschaft, die Hervorhebung ... einer heroischen Führerschaft ... sowie grundlegend für all dies, eine Überzeugung von der Unausweichlichkeit bewaffneter Konflikte innerhalb des internationalen Staatensystems ...⁵⁷

Diesen Prozeß hat auch ein Teil der geistigen Elite in Kirchen, Universitäten, Schulen oder Justiz forciert und vermittelt,⁵⁸ und er wurde von Frauen in vieler Weise mitgetragen, nicht nur in den „Vaterländischen Frauenvereinen“, sondern auch publizistisch und im Alltag: Mit dem Matrosenanzug wehte der militaristische und patriotische Geist auch in manche Kinderstube hinein. So beispielsweise Thea von Harbou 1913:

Das Volk, dessen Mütter ihre Söhne zum höchsten Pflichtbewußtsein gegen das Vaterland erziehen, dessen Frauen zu jeder Stunde bereit sind, ihm das Liebste, das sie haben zum Opfer zu bringen, das darf der Zukunft stark und getrost entgegen schauen.⁵⁹

Gegenüber solchem nationalen Wahn blieb die Frauen-Friedensbewegung nur eine kleine, wenn auch mutige Minderheit. Wir alle wissen, welche Gewaltpotentiale vor allem in diesem Jahrhundert durch das Zusammenwirken von Nationalismus, Militarismus und militärisch-industriellem Komplex mobilisiert wurden. „Es gibt einen Weg von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität“ – sagt Jehajahu Leibowitz – „und Deutschland ist ihn zu Ende gegangen.“⁶⁰ Ähnlich wurde 1966 – in der Phase des kalten Krieges und atomarer Aufrüstung – von Adorno ausgesprochen, daß unsere Geschichte nicht als fortschreitende Entwicklung hin zu einer humaneren Welt verstanden werden kann:

57 Michael Howard, *War in European History*, Oxford/New York 1976. Dt.: *Der Krieg in der europäischen Geschichte*, München 1981, 147.

58 Freud schrieb 1915: „Es will uns scheinen, als hätte noch niemals ein Ereignis so viel kostbares Gemeingut der Menschheit zerstört, so viele der klarsten Intelligenzen verwirrt ... Selbst die Wissenschaft hat ihre leidenschaftslose Unparteilichkeit verloren ... der Psychiater (muß) die Diagnose einer Geistes- und Seelenstörung verkünden.“ Zeitgemäßes über Krieg und Tod, in: Sigmund Freud, *Studienausgabe*, IX, Frankfurt a.M. 1982, 35. Vgl. Peter R. Gleichmann, Sind Menschen in der Lage, vom gegenseitigen Töten abzulassen? Zum Verflechten von Militarisierungs- und Zivilisationsprozessen, in: Jürgen Seifert u.a., *Logik der Destruktion. Diskussionsbeiträge: Reihe des Instituts für Politische Wissenschaft Uni Hannover, Frankfurt a.M./Hannover/Heidelberg* 1992, 100f.

59 Thea von Harbou, *Der Krieg und die Frauen. Novellen*, Stuttgart/Berlin 1915 (41. – 45. Tausend!) (1. Ausgabe 1913), 15; vgl. zum Thema Frauen und Krieg: Eva Senghaas-Knobloch, *Einmischung in friedenspolitischer Absicht*, in: *Feministische Studien*, 3, 2 (1984): Krieg und Unfrieden.

60 Jehajahu Leibowitz (Interview), in: *Izkor. Sklaven der Erinnerung. Dokumentarfilm* von Eyal Sivan (ZDF am 27. 6. 1991, 23.10).

Die Behauptung eines in der Geschichte sich manifestierenden und sie zusammenfassenden Weltplans zum Besseren wäre nach den Katastrophen und im Angesicht der zukünftigen zynisch. Nicht aber ist darum die Einheit zu verleugnen, welche die diskontinuierlichen, chaotisch zersplitterten Momente und Phasen der Geschichte zusammenschweißt, die von Naturbeherrschung, fortschreitend in die Herrschaft über Menschen und schließlich die über inwendige Natur. Keine Universalgeschichte führt vom Wilden zur Humanität, sehr wohl eine von der Steinschleuder zur Megabombe. Sie endet in der totalen Drohung der organisierten Menschheit gegen die organisierten Menschen, im Inbegriff von Diskontinuität.⁶¹

Diese Passage läßt sich verstehen als Resümee der „Dialektik der Aufklärung“. Die Selbstinthronisierung der Vernunft hat zur Vorherrschaft einer instrumentellen oder formalisierten Vernunft geführt, einer Zweck-Mittel-Rationalität mit ihrem technologischen Fortschritt, aber zugleich wurde das männliche Subjekt dieser Geschichte selbst ein Opfer dieser reduzierten Vernunft, sie führte zur Selbstunterdrückung und De-Humanisierung. Der Prozeß zunehmender innerer und äußerer Naturbeherrschung – der sogenannte Zivilisationsprozeß – stand nicht im Dienst einer neuen gesellschaftlichen und politischen, herrschaftsfreien Kultur, sondern führte fast naturwüchsig in neue gesellschaftlich produzierte Katastrophen.⁶²

Dies wirft auch ein neues Licht der ‚Aufklärung‘ auf die Geschichte des Geschlechterverhältnisses in der Moderne. Unsichtbar, verdrängt oder verleugnet wird die seit der frühen Neuzeit geforderte und sich realisierende befriedende und moralische Bedeutung des ‚Mütterlich-Weiblichen‘, weil sie aus der herrschenden männlichen Kultur selbst ausgegrenzt bleibt. Die Hoffnungen und Phantasien, die in der Aufklärung an Weiblichkeit delegiert wurden und zur Nicht-Anerkennung der Frau als Subjekt, zu ihrer ‚Domestizierung‘ führten, wurden im männlichen Selbstverständnis durch dieses Arrangement selbst weitgehend zerstört. Weil mit der Entstehung des männlichen Subjekts nicht nur eine Neucodierung der Geschlechterdifferenz, sondern ein *asymmetrisches* Geschlechterverhältnis gleichursprünglich verbunden war, wiederholt(e) sich in jeder männlichen Kindheit die Abgrenzung vom Mütterlich-Weiblichen und damit die Exkommunizierung *der* Orientierungen und Potentiale, die konträr und teilweise unversöhnlich den gesellschaftlich herrschenden Handlungsprämissen entgegenstehen. Zuletzt wurden die individualisierenden und humanisierenden Interaktionsprozesse in der Familie vom autoritären und militaristischen Habitus selbst erfaßt, nicht nur durch die reale Macht und symbolische Bedeutung des Vaters, sondern auch teilweise durch mütterliche Praxis.⁶³

61 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt a.M. 1966, 312.

62 Empirisch ist nachgewiesen, daß Kriege seit dem 17. Jahrhundert immer häufiger zu verzeichnen sind, daß die Zahl der Kriegsopter jedoch noch überproportional zu dieser Entwicklung steht. Vgl. Gleichmann, *Menschen*, wie Anm. 58, 92ff.

63 Vgl. Mechthild Rumpf, *Spuren des Mütterlichen. Die widersprüchliche Bedeutung der Mutterrolle für die männliche Identitätsbildung in Kritischer Theorie und feministischer Wissenschaft*, Frankfurt a.M./Hannover 1989; dies., *Ein Erbe der Aufklärung. Imaginationen des ‚Mütterlichen‘* in Max Horkheimers Schriften, in: *Feministische Studien*, 7, 2 (1989). Vgl. Kontext von Anm. 59.

Die Psychodynamik von Friedensunfähigkeit und Kriegsbereitschaft ist nicht nur Ausdruck der Dialektik eines angeblich friedenssichernden staatlichen Gewaltmonopols oder die Nachtseite des Zivilisationsprozesses, sondern ebenso ein Moment von Soziodynamik, darauf hat Klaus Horn⁶⁴ (sich dabei auf Freud und die Kritische Theorie stützend) hingewiesen. Die Anfälligkeit für Gewaltphantasien und deren Realisierung sieht er als Ergebnis der spezifisch kapitalistischen gesellschaftlichen Entwicklung, durch die Menschen zu Objekten ihrer eigenen gesellschaftlichen Tätigkeit angesichts der Macht ökonomischer Mechanismen und der Übergriffe zentralisierter Steuerungsfunktionen auf das Politische wurden. Die individuelle Subjektivität – heißt es bei ihm – sieht sich verohnmächtigt. Darin liegt die historische Kränkung des Bürgertums, das Unbehagen in der Kultur und die Rationalitätskrise.⁶⁵

Es ist der gescheiterte Traum vom autonomen männlichen Subjekt und die Illusion vom souveränen Nationalstaat mit dem korrespondierenden Versprechen nationaler, kollektiver Identität, die ihre jeweils gewaltförmigen Gegenbilder und eine kriegerische Realität hervorbringen, solange sie nicht als Traum begriffen und anderen Vorstellungen und Modellen Platz gemacht haben. Dieses spezifische Selbstmißverständnis der Moderne ist, wie wir wissen, ein männlich geprägtes gewesen – die Selbstaufklärung ist notwendig, um jenen fatalen Kreislauf von behauptetem, illusionärem Autonomieanspruch, struktureller Behinderung und der Entstehung von Gewaltpotentialen zu durchbrechen, von dem Parin, ähnlich wie Horn spricht: ‚Die Bösen sind die anderen‘, wenn eine angstfreie Kohärenz des Selbst nur durch Reprojektion entsteht.⁶⁶ Die Abwehr von Ohnmachtsgefühlen kann bei dieser Dynamik die Identifikation mit einer aggressiven Militärpolitik, also mit Aufrüstung bewirken. Ein solcher Rückgriff auf Allmachtsphantasien verweist dann nicht nur auf individualpsychologische, ontogenetisch zu verstehende Schicksale, sondern dient der Abwehr existentieller, sozial konstituierter Ängste.⁶⁷

Der scheinbar im Innern des Gemeinwesens erreichte Frieden, der den sozialen, strukturell verankerten Unfrieden und die Ohnmacht der Einzelnen nur verdeckt, kann stabilisiert werden um den Preis der organisierten Friedlosigkeit nach außen. Vergleichbares gilt auch für (vergangene) nicht-kapitalistische Gesellschaften. Ein Militärllexikon der DDR konnte beispielsweise noch vor kurzem vertreten, daß die Soldaten im Geiste des „Hasses auf den Klassenfeind“ zu erziehen sind.⁶⁸ Darin waren sich West und Ost lange einig: in der glasklaren Trennung von Freund und Feind, die eine Vernichtung des Gegners als Denkrealität bedeutet.

64 Klaus Horn, Die insgeheime Lust am Krieg, den niemand wirklich will, in: Passett und Modena, Krieg, wie Anm. 38.

65 Ebd., 70ff.

66 Paul Parin, Die therapeutische Aufgabe und die Verleugnung der Gefahr, in: Passett und Modena, Krieg, wie Anm. 38, 29.

67 Ebd., 33.

68 Boeser, Frieden, wie Anm. 38, 98.

Die Lust am Krieg

Ich komme nun abschließend zu einigen Überlegungen, die sich auf den Zusammenhang von *Militär – Männlichkeit – Sexualität und Tod* beziehen:⁶⁹

Seit geschichtlicher Zeit hat die mediteran-westliche Kultur die Differenzierung des emotionalen Ausdrucks nach Geschlecht befördert. Ich meine, daß Impulse des Ernährens, Pflegens, Erziehens, daß Zärtlichkeit und Trauer zum Bereich der Frauen und Kinder wurde ... Das Bild der Männlichkeit konzentrierte sich auf die Organisation aggressiver Impulse und aggressiven Verhaltens und gipfelte im Ideal des Kriegers. Mit der Evolution einer kriegerischen Männlichkeit lösten sich die Männer immer mehr von ihren Gefühlen für Nähe, Zuneigung und Verlust – dafür militarisierten sie sie. Wie sich Schmerz zum *Rachezeremoniell* verhärtete, so ersetzten Suche nach Sündenböcken die Trauer und Blutvergießen die Tränen. Das *kollektive* Überleben der Kampfeinheit – trotz Wechsel und Tod – bewies, daß sie eine unsterbliche Entität darstellte, ein Meta-Organismus, der die Existenz seiner Glieder transzendierte. Wiedergeburt in Uniform war symbolische Unsterblichkeit – und notwendiges Vorspiel zu dieser Metamorphose war die Trennung vom weiblichen Geschlecht, besonders von den Müttern, und die Verachtung der Frau.⁷⁰

Von Chaim F. Shatan wird ein neuer interessanter Aspekt angesprochen. Erinnern wir uns, daß für Hobbes entscheidend war, daß die individuelle Angst vor einem unnatürlichen Tod zur Unterwerfung unter eine mächtige, schützende staatliche Gewalt führen würde. Das moderne Militär scheint nun im Gegenteil seine Macht über die Einzelnen durch das Versprechen einer symbolischen Unsterblichkeit, die Verdrängung der realen Todesgefahr, zu erlangen. Ernst Jünger schrieb über den „Manesmut“, der doch das „Köstlichste“⁷¹ sei. Bush bediente sich eines ebenso emotional aufgeladenen Vokabulars beim Empfang der Golfkrieg-Veteranen. „Ihr seid alle Helden“, sagte er am 18. März letzten Jahres, „ob ihr gekämpft habt oder nicht.“ Er sprach vom neu gewonnenen Selbstbewußtsein durch bewiesenen *Mut* und Entschlossenheit. Der Mut des Helden ist vielleicht der archaischste Ausdruck von Männlichkeit, der bis in die Antike zurückreicht. Dieser männliche Mut, der auch in der Gegenwart noch eine so große Rolle spielt, verdankt sich vor allem einer höchst problematischen, unbewußten Motivation, auf die Hannah Arendt hinweist:

Der Mut war die einzige Tugend, die Griechenlands unsterbliche Götter den Sterblichen überlassen mußten; alle anderen menschlichen Tugenden konnten in göttlicher Gestalt auftreten ... allein der Mut ist den Unsterblichen versagt.⁷²

69 Dieser Teil wird noch sehr fragmentarisch bleiben, da weder Zeit noch Raum eine integrierte Analyse ermöglichen. Verweisen möchte ich auf den gleichzeitig zu meinem Text entstandenen, anregenden Beitrag von Rolf Pohl, *Männlichkeit, Destruktivität und Kriegsbereitschaft*, in: Seifert u.a., *Logik*, wie Anm. 58.

70 Chaim F. Shatan, *Militarisierte Trauer und Rachezeremoniell*, in: Passelt u. Modena, *Krieg*, wie Anm. 38, 232f. Vgl. zur Thematik „Trennung vom weiblichen Geschlecht“ und „Verachtung der Frau“ Anm. 63 und 69.

71 Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin⁸1940 (1. Ausgabe 1925), 47.

Dazu kommt noch etwas anderes. Arendt zeigt, daß dieser Mut nur dann einen Sinn erhielt, wenn die Überzeugung bestand, daß „die Nachwelt das tödliche Opfer des Individuums versteht, in Erinnerung behält und achtet.“⁷³ Diese Sicherheit ist durch die gegenwärtige, von manchen Intellektuellen unverstandene oder sogar verfehlmte Friedensbewegung hoffentlich langfristig trügerisch oder gar unmöglich geworden.

Das Phantasma des unsterblichen, militärischen Kollektivs hatte einen hohen Preis: Die Entzivilisierung und Entindividualisierung der Soldaten und Offiziere. Shatan analysiert zentrale Mythen der Männlichkeit und Macht aufgrund seiner klinischen Erfahrungen mit Vietnam-Veteranen. Er beschreibt die Umwandlung des männlichen Menschen in eine Kampfmaschine durch das Militär, verstanden als *Erzeugung von Pseudomännlichkeit* durch Entindividualisierung in der Kampfausbildung, der Ausbildung einer künstlichen Gruppenmännlichkeit mit pseudomaskuliner Aura, dem „John Wayne Image“.⁷⁴ Die Trennung vom weiblichen Geschlecht und die Erotisierung der Gewalt und der Gewaltmittel (Sprache)⁷⁵ fördern die Kampftüchtigkeit – die Identifikation mit dem Aggressor zerstört die zivile Identität. Das Kampftraining verhindert Mitleid und Schmerz, und der Zuwachs an militarisierter Trauer wird zum Teil männlicher Identität, zur emotionalen Ersatzbefriedigung. In der *Kampfphase* entsteht letztendlich die Entmenschlichung durch die Brutalisierung des Handelns.

Die bisher skizzierten Aspekte – das Phantasma der Unsterblichkeit, Entindividualisierung, Militarisierung der Gefühle und Ablenkung der Aggressivität nach außen – reichen aber noch nicht aus, um die Umwandlung des Mannes in eine Kampfmaschine oder die spezifische Mentalität des Militärs zu erklären. Die Stabilisierung staatlicher Macht konnte nur gelingen, wenn die Institutionen (Universitäten, Bürokratie und vor allem Polizei und Militär) nicht nur durch je besondere Disziplinierungs- und Habitusformen und die Befriedigung spezifisch-ständischer Interessen, sondern durch erotisch gefärbte Bindungen zusammengehalten werden konnten. Die handfesten Skandale wegen manifester männlicher Homosexualität im Militär beispielsweise verweisen auf die latente Psychostruktur dieser Körperschaft: Die Armee, das Armeecorps ist ein Körper, der begehrt werden kann.⁷⁶ Ute Frevert spricht in ihrer Studie über das Duell von der ‚Lust und Last ein Mann zu sein‘.⁷⁷ Dieser Eindruck drängt sich auch im Hinblick auf das Militär auf. Eine

72 Hannah Arendt, *Europa und Amerika* (1954), in: *Zur Zeit. Politische Essays*, Berlin 1986, 87.

73 Ebd., 86.

74 Shatan, *Trauer*, wie Anm. 70, 220ff.

75 Dies konnte auch in einigen Presseberichten über den Golfkrieg abgelesen werden, vgl. Pohl, *Männlichkeit*, wie Anm. 69. Für die 80er Jahre zeigt Carol Cohn, *Sex*, wie Anm. 8, eindrucksvoll die Bedeutung männlichen (auch homoerotischen) sexuellen Dominanzstrebens („phallic power“) in der auf den ersten Blick ‚rationalen‘ Sprache („technostrategic“) der amerikanischen Verteidigungsexperten. Diese Dimension scheint mir noch gewichtiger zu sein, als die unmittelbare Sexualisierung der Kriegshandlung, da sie Entscheidungsprozesse auf höchster politischer Ebene mitstrukturiert.

76 Jochen Hörisch, *Die Armee, die Kirche und die Alma Mater. Eine Grille über Körperschaften*, in: *Merkur*, 44, 497 (1990), 7, 546ff. Vgl. auch Anm. 75 und 81.

77 Frevert, *Ehrenmänner*, wie Anm. 54.

perverse Nähe von Sexualität, Angstlust, Sinnlichkeit und Krieg wird in Texten deutlich, in denen eine Ästhetik des Krieges beschworen oder Kriegserlebnisse literarisch präsentiert werden. So heißt es beispielsweise in einem noch nicht sehr alten Militärhandbuch über die marxistisch-leninistische Ästhetik und die Erziehung zum Soldaten:

Die Kriegskunst ist ebenso eine Kunst wie Malerei, Architektur und Pädagogik. ... Die Freude, die militärische Tätigkeit erweckt, ist mit der Freude, die uns Kunstwerke bereiten können, in vieler Hinsicht verwandt. Bei einem Soldaten, der seine Pflicht aus innerer Überzeugung erfüllt, der keinen äußeren Zwang braucht, vermag eine straffe Disziplin, die auch der Form seiner Tätigkeit eine bestimmte Schönheit gibt, ähnliche Erlebnisse wie echte, wertvolle Kunstwerke hervorzurufen. ... Haben die Soldaten eine tapfere und nützliche Tat vollbracht, so erscheint ihnen alles um sie herum bemerkenswerter und schöner, und von der Freude über eine solche Tat beflügelt, fühlen sie sich selbst stärker, glücklicher. Tiefe Freude erleben die Raketensoldaten, wenn sie die Ergebnisse ihrer kollektiven Tat sehen ... Heißt es: Ziel vernichtet, so fallen sich die Soldaten vor Freude in die Arme.⁷⁸

Der Krieg wird als schön empfunden, er wecke die Sinne für die Schönheit der Natur, die allererst im Gefecht wahrnehmbar würde. Und der Heldentod gilt als ein schöner Tod.⁷⁹ Die höchste Lust scheint nur durch Grenzüberschreitung denkbar: durch Auslöschung des Subjekts. Meister einer Ästhetik des Krieges als „inneres Erlebnis“ ist Ernst Jünger:

Hier lernt man das Blut schätzen und den Intellekt verachten, wenn man der Feuerprobe gewachsen ist. ... Dort vorn erwartet uns der Tod mit seinem riesigen Arsenal, aber es ist nicht das Schicksal des Kriegers, im Bette zu sterben. Sein Bett ist das Schlachtfeld, auf dem durch Sterben gezeugt wird, gezeugt durch Kampf und Untergang. ... Morgen wachsen wir herrisch empor als Verkünder über Leben und Tod. Leben und Tod in der Hand zu halten, das ist für den Mann ein mächtiges Gefühl, und in der Schlacht gibt es keine Gesetze mehr außer den ewigen Gesetzen der Natur.⁸⁰

Gezeugt werden soll die imaginäre Unsterblichkeit, eine göttliche Allmacht. Diese kämpferische Ekstase kann als hilfloser Versuch angesehen werden, den archaischen, phylogenetisch wie ontogenetisch unbewußten Erinnerungsspuren des eigenen Ursprungs zu entkommen. Es geht um die schlichte Abwehr einer phantasierten, allmächtigen Mutterfigur, die der Angst des hilflosen, abhängigen Kindes ihre Existenz verdankt. Sah Hobbes den Naturzustand des Menschen in einer absoluten Unabhängigkeit, so kommt bei Jünger diese phantasierte Unabhängigkeit auf dem Schlachtfeld, dem fortgesetzten Naturzustand, zu seinem einsamen und furchtbaren Ende. Jüngers Schilderungen dokumentieren keine vereinzelte Verwirrung der Gefühle, bei Klaus Theweleit⁸¹ findet sich eine stattliche Sammlung ähnlicher Passagen aus Romanen anderer Autoren. Allen gemeinsam ist die Erotisierung des

78 Zit. aus: Boeser, Frieden, wie Anm. 38, 99.

79 Ebd., 102.

80 Ernst Jünger, Feuer und Blut. Ein kleiner Ausschnitt aus einer großen Schlacht, Magdeburg³1927, 50f.

81 Klaus Theweleit, Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1978.

Krieges. Der Kampf bereitet die höchste Form der Lust, Verschmelzung mit dem All und permanente Grenzüberschreitung. Rausch, der jeden anderen Rausch überbietet, Entfesselung, die keine Grenzen kennt. Jünger schreibt:

Ein letztes noch: die Ekstase. Dieser Zustand des Heiligen, des großen Dichters und der großen Liebe, ist auch dem großen Mute vergönnt. Da reißt Begeisterung die Männlichkeit so über sich hinaus, daß das Blut kochend gegen die Adern springt und glühend das Herz durchschäumt ... Es ist eine Raserei ohne Rücksicht und Grenzen.⁸²

Ist diese Todeslust ein Ausdruck der ‚Revolte der Natur‘, eine Sehnsucht nach der real unwiederholbaren Ungeschiedenheit von Subjekt-Objekt, eine Suche nach Freiheit vom zivilisatorischen Zwang, von Subjektwerdung überhaupt? Ist sie nicht der ‚unmöglichste‘ Ausdruck für gesuchte Unabhängigkeit vom weiblichen Geschlecht, für den Wunsch, die Geschlechterspannung, die Sexualität, überhaupt zu überwinden? „Alle Lust will Ewigkeit“ schrieb Nietzsche – die Verzweiflung über die nicht realisierbare ewige Lust kann aber, das zeigen die zuletzt zitierten Texte, zur Todeslust des Kriegshelden transformiert, aber letztendlich nur im realen Tod aufgehoben werden. Kriege dienen somit nicht einer „Wiederherstellung von Männlichkeit“ – diese ist auch an sich unbestimmbar –, sondern einer perversen Form von Männlichkeit, die gefordert, erzeugt, gestützt und letztendlich vernichtet wird.

⁸² Jünger, Kampf, wie Anm. 71, 53f.